

KAREN ROSE

DORNENMÄDCHEN

— T H R I L L E R —

Aus dem Amerikanischen von Kerstin Winter

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Closer Than You Think« bei Signet, an imprint of New American Library,
a division of Penguin Group (USA) LLC.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Oktober 2015

Copyright © Karen Hafer, 2015

Published by Arrangement with KAREN ROSE BOOKS INC.

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kristina Lake-Zapp

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Coverabbildung: Shutterstock

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51707-9

4 6 7 5 3

*Meinen Leserinnen und Lesern auf der ganzen Welt.
Durch euch habe ich den tollsten Job, den man sich
vorstellen kann.*

*Meiner wunderbaren Familie und meinen Freunden,
die in diesem schwierigen Jahr immer für mich da waren.
Ich liebe euch mehr, als ich ausdrücken kann.*

*Und wie immer für Martin, der mich so liebt, wie ich bin.
Du bist mein ganzes Herz.*

Prolog

Oh Gott. Corinne kämpfte gegen die Woge der Übelkeit an, unter der sich ihr Körper zusammenkrümmte. *Wein. Viel zu viel Wein. Das ist der schlimmste Kater aller Zeiten.*

Obwohl ... *Moment mal. Das kann nicht sein.* Sie schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können, was ihr allerdings nur kurz gelang. Der Raum kippte, und sie unterdrückte ein Stöhnen. *Ich hab seit zwei Jahren nichts mehr getrunken.*

Es muss die Grippe sein. Verdammt! Hatte sie sich nicht dagegen impfen lassen? Sie hob die Hände, um sich die Augen zu reiben, doch –

Gefesselt. Die Erkenntnis stürmte mit Wucht auf sie ein. In Panik versuchte sie, die Arme zu bewegen, doch sie hielt inne, als ein scharfer Schmerz in ihre Schultern schoss. Ihre Hände waren gefesselt. Hinter ihrem Rücken.

Und es war auch nicht dunkel. *Meine Augen sind verbunden.* Sie warf sich zur Seite und hörte das Rasseln einer Kette, bevor ihre Bewegung abrupt gestoppt wurde.

Entsetzen packte sie. *Gefesselt. Angekettet. Die Augen verbunden.*

Ein Schrei stieg in ihrer Kehle auf, doch aus ihrem Mund drang nicht mehr als ein eingerostetes Krächzen. Ihr Hals war staubtrocken, die Lippen aufgesprungen. *Kein Kater. Man hat mir etwas gegeben. Ein Medikament. Drogen.*

Aber wie? Und wann? Und wer sollte das getan haben? Wozu? Was hatte man ihr angetan? Sie atmete tief ein und versuchte, sich zu beruhigen. *Denk nach, Corinne. Denk verdammt noch mal nach.*

Der Modergeruch im Raum brannte ihr in der Nase und löste ein heftiges Niesen aus. Wieder begann sich alles zu drehen.

Corinne biss die Zähne zusammen. Zwang die nächste Welle der Übelkeit zurück.

Sie lauschte, aber da war nichts. Kein Geräusch. Kein Wind. Keine Musik. Keine Stimmen.

Okay, okay. Jetzt reg dich erst mal ab und denk nach. Denk nach!

Sie zwang sich, die Arme locker zu lassen, damit der Zug auf der Kette nachließ. Vorsichtig bewegte sie ihre Finger, ihre Zehen, streckte den Rücken, immer darauf bedacht, keine schnellen Bewegungen zu machen.

Sie lag auf einem Bett. Einer Matratze. Mit einem Laken. Einem Kissen. Sie rieb die Wange über den Stoff. Rauh. Der Raum roch muffig, aber das Kissen schien sauber zu sein.

Ein plötzliches Quietschen ließ sie erstarren. Eine Tür öffnete sich und ließ einen kalten Luftzug herein. Sie nahm den Duft nach Zitronen wahr. Ein schriller Schrei ertönte, wurde aber durch das rasche Schließen der Tür gedämpft.

Wer schrie da? *Wer ist da?* Und dann fiel es Corinne wieder ein. Gestern Abend. Sie waren zum Wohnheim zurückgegangen. Von der Bibliothek. Sie und Arianna. Sie hatten sich zusammen auf den Weg gemacht, weil es schon so spät war.

Oh Gott. Ari ist auch hier. Sie ist es, die schreit. Jemand tut ihr etwas an. Und dann bin ich dran!

»Du bist ja wach.« Die Stimme eines Mädchens. Der Schock riss Corinne aus ihrer Panik. Das Mädchen klang jung. Kein Kind mehr, aber auch noch nicht erwachsen. Ein Teenager? Und es sprach ... zögernd. »Ich hab mir Sorgen um dich gemacht«, fügte das Mädchen hinzu.

Corinne hörte schlurfende Schritte. *Zähl sie.* Eins, zwei ... vier, fünf ... acht, neun, zehn. Zehn Schritte bis zur Tür.

»Wer bist du?«, flüsterte Corinne. Jedes Wort brannte in ihrer ausgetrockneten Kehle. »Warum bin ich hier?«

Die Matratze neigte sich. Nur ein wenig. Das Mädchen war klein. Leicht. Kühle Hände legten sich um Corinnes Gesicht.

»Du hattest Fieber«, antwortete es. »Aber es geht dir besser. Hast du Durst?«

Corinne nickte. »Bitte. Wasser.«

»Bekommst du«, sagte das Mädchen freundlich. Eine Tasse wurde an Corinnes Lippen gehalten. Aus Metall. Kein Glas oder Porzellan. Was man zerbrechen konnte, konnte man auch als Waffe benutzen, aber diese Chance würde sie hier offenbar nicht bekommen.

Das Wasser rann durch Corinnes Kehle, und sie schluckte gierig. »Mehr, bitte.«

»Später«, sagte das Mädchen sanft und legte Corinnes Kopf aufs Kissen zurück. »Du warst sehr krank.«

»Wer bist du? Nimm mir die Augenbinde ab.«

»Das kann ich nicht, tut mir leid.«

»Warum nicht?« Corinne versuchte, sich ihre Angst nicht anhören zu lassen.

»Es geht einfach nicht. Ich darf mich um dich kümmern, aber ich darf dir nicht die Augenbinde abnehmen.«

Die Panik siegte, und Corinne warf sich nach vorne, so dass die Kette rasselte. »Wer zum Henker *bist* du?«

Die Matratze bewegte sich, als das Mädchen vom Bett sprang.

»Niemand«, flüsterte es. »Ich bin niemand.« Schlurfende Schritte entfernten sich. »Ich komme nachher wieder. Dann bringe ich dir Suppe.«

»Warte. *Bitte!* Bitte geh nicht weg. Wo bin ich?«

Ein leichtes Zögern, dann die resignierte Antwort. »Zu Hause.«

»Nein. Das hier ist nicht mein Zuhause. Ich wohne im Studentenwohnheim. King's College.«

»Das kenn ich nicht. Hier ist mein Zuhause. Und deins. Ab jetzt.«

Ab jetzt? Oh Gott. »Aber wo sind wir?«

»Keine Ahnung.« Schlicht. Aufrichtig.

»Kannst du mir helfen, von hier wegzukommen?«

»Nein. *Nein.*« Der Tonfall des Mädchens wurde rigoros vor Furcht. »Das kann ich nicht.«

Aber es hätte ihr gerne geholfen, das hörte Corinne. Oder sie wünschte es sich so sehr, dass sie es in die Stimme des Mädchens hineininterpretierte. Wie auch immer. Sie musste es auf ihre Seite ziehen.

»Also gut«, sagte Corinne sanft. »Kannst du mir denn wenigstens deinen Namen nennen?«

Wieder ein langes Zögern. »Ich muss jetzt gehen.« Die Tür öffnete sich. Aris Schreie drangen laut in den Raum.

»Bitte. Was ist mit meiner Freundin? Sie heißt Arianna. Was geschieht mit ihr?«

Das Mädchen antwortete mit solch einer Endgültigkeit, dass es Corinne vor Furcht die Kehle zuzog. »Er bringt ihr bei, was sie wissen muss.«

»Was denn? Was muss sie denn wissen?«

»Was er von ihr will«, sagte das Mädchen. »Es tut mir wirklich leid.«

Die Tür schloss sich. Corinne wartete ein paar Sekunden.

»Hallo? Bist du noch da? Bitte?«

Aber niemand antwortete. Corinne war allein im Dunkeln.

1. Kapitel

Mt. Carmel, Ohio

Sonntag, 2. November, 17.45 Uhr

»Es ist bloß ein Haus«, murmelte Dr. Faith Corcoran und umklammerte das Lenkrad, während sie ihren Jeep auf Schrittgeschwindigkeit drosselte. »Stell dich nicht so an. Bloß vier Wände, Boden, Dach.«

Dennoch fuhr sie, die Augen stur geradeaus gerichtet, am fraglichen Haus vorbei. Sie musste nicht hinsehen, sie wusste genau, wie es aussah. Ein dreistöckiges Gebäude aus grauen Ziegeln und Natursteinen mit zweiundfünfzig Fenstern und einem eckigen Turm, der kerzengerade in den Himmel wies. Der Boden in der Eingangshalle bestand aus italienischem Marmor, das Mobiliar war aus kostbarem Edelholz, die breite Treppe hatte ein elegant geschwungenes Geländer aus Mahagoni, und der Kristalllüster im Speisesaal funkelte, als sei er aus Edelsteinen gemacht. Das alles wusste sie. Sie kannte das Haus in- und auswendig.

Sie wusste auch, dass es nicht die vier Wände, Boden, Dach waren, die sie wirklich fürchtete, sondern das, was sich darunter befand. *Zwölf Stufen und ein Keller.*

Am Ende des Wegs wendete sie und hielt schließlich vor dem Haus an. Fast nüchtern stellte sie fest, dass sich ihr Herzschlag beschleunigte. »Das ist ganz normal. Dein Körper reagiert auf Stress. Der beruhigt sich auch wieder.«

Aber wen wollte sie eigentlich damit überzeugen? Die Furcht hatte sich mit jeder Meile, die sie in den vergangenen zwei Tagen gefahren war, kontinuierlich aufgebaut. Als sie eben den Fluss nach Cincinnati überquert hatte, war sie als körperlicher Schmerz in ihrer Brust spürbar gewesen. Und nun, dreißig

Minuten später, hyperventilierte sie fast, was nicht nur albern, sondern vollkommen inakzeptabel war.

»Herrgott noch mal, werde endlich erwachsen«, fauchte sie, würgte den Motor ab und riss den Schlüssel aus der Zündung. Als sie aus dem Jeep sprang, gaben ihre Knie beinahe nach, was sie umso wütender machte. Es konnte doch nicht wahr sein, dass allein der Gedanke an das Haus ihr das Gefühl gab, wieder neun Jahre alt zu sein.

Aber du bist nicht mehr neun. Du bist zweiunddreißig und hast bereits mehrere Mordanschläge überlebt. Da wirst du doch wohl keine Angst vor einem Haus haben.

Mit der Kraft ihrer Wut hob Faith endlich den Blick und sah das Anwesen zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Jahren. Es wirkte ... *alt und wuchtig. Bedrückend.* Und es war mehr als nur ein bisschen heruntergekommen, doch noch immer eindrucksvoll.

Es wirkte alt, weil es *alt war*. Das Haus stand seit über hundertfünfzig Jahren auf O'Bannion-Land und zeugte von einem Lebensstil, der schon lange nicht mehr existierte. Hoch und finster erhoben sich die drei Stockwerke vor dem Betrachter, und der Turm war wie ein Befehl, nach oben zu schauen.

Faith gehorchte selbstverständlich. Als Kind war sie nie in der Lage gewesen, sich dem Turm zu widersetzen. Das hatte sich nicht geändert. Und der Turm selbst auch nicht. Er hatte seine eigensinnige Würde behalten, obwohl die Fenster vernagelt waren.

Tatsächlich waren alle zweiundfünfzig Fenster vernagelt, da das O'Bannion-Haus seit dreiundzwanzig Jahren unbewohnt war. Und das war nicht zu übersehen.

Die steinernen Mauern waren intakt, wenn auch verwittert, doch die hübschen viktorianischen Holzverzierungen waren ausgebleichen und voller Risse. Die Veranda war eingefallen, die Glastür blind durch jahrzehntelange Schmutzablagerung.

Vorsichtig bahnte sie sich ihren Weg über die fleckige Rasenflä-

che zum Tor. Der Zaun war aus Schmiedeeisen. Altmodisch. Errichtet für die Ewigkeit, wie das Haus selbst. Trotz rostiger Angeln ließ sich das Tor öffnen. Die steinernen Gehwegplatten waren geborsten, Unkraut zwängte sich durch die Risse.

Faith nahm sich einen Moment Zeit, ihr jagendes Herz zu beruhigen, bevor sie ihren Fuß probeweise auf die Treppe zur Veranda setzte.

Die Veranda. Ihre Großmutter hatte den überdachten Vorbau, der sich einmal ganz ums Haus herumzog, geliebt. Oft hatten sie hier draußen gesessen und Limonade getrunken, sie und Gran. *Und Mama auch.* Vorher natürlich. Danach ... gab es keine Limonade mehr.

Danach gab es gar nichts mehr. Eine lange, lange Zeit gab es absolut nichts mehr.

Faith schluckte den bitteren Geschmack, der sich in ihrem Mund breitmachte, aber die Erinnerung an ihre Mutter blieb. *Denk nicht an sie. Denk an Gran, denk daran, wie sehr sie an diesem alten Kasten gehangen hat. Und sie wäre so traurig gewesen, wenn sie gesehen hätte, wie es hier aussieht.*

Aber Gran würde das Haus nie wiedersehen, denn sie war tot. *Und deshalb bin ich hier.* Das Haus und alles, was sich darin befand, gehörte nun Faith. Ob sie es wollte oder nicht.

»Du musst ja nicht hier wohnen«, sagte sie zu sich selbst. »Verkauf den Besitz und geh ...«

Wohin? Auf keinen Fall zurück nach Miami, so viel stand fest. Du läufst ja doch bloß wieder weg.

Tja, so sieht's aus – na und? Natürlich lief sie weg. Jeder Mensch, der halbwegs bei Verstand war, würde die Beine in die Hand nehmen, wenn er von einem mörderischen Ex-Häftling verfolgt wurde, der sie bereits mehr als einmal fast getötet hatte.

Manch einer war der Ansicht, dass sie sich nicht wundern dürfe. Wer versuchte, Sexualstraftäter zu therapieren, begab sich automatisch in Gefahr. Und manch einer behauptete sogar, ihr lägen die Täter mehr am Herzen als die Opfer.

Aber die Leute irrten sich. Sie wussten nicht, was sie getan hatte, um zu verhindern, dass die Täter weitere Opfer fanden. Keiner wusste, was sie riskiert hatte.

Vor vier Jahren war Peter Combs in dem Glauben auf sie losgegangen, sie habe ihn bei seinem Bewährungshelfer verpetzt, weil er eine Therapiesitzung bei ihr geschwänzt hatte, die zu seinen Auflagen zählte. Faith schauderte bei dem Gedanken, wozu dieser miese Scheißkerl vermutlich fähig gewesen wäre, hätte er gewusst, dass ihre Rolle bei seiner erneuten Inhaftierung weit über die simple Meldung von Fehlzeiten hinausgegangen war. Aber in Anbetracht des Katz-und-Maus-Spiels, das er seit seiner Entlassung mit ihr trieb, und der Tatsache, dass er ihr nicht nur nachstellte, sondern inzwischen bereits viermal versucht hatte, sie umzubringen, wusste er es womöglich doch. Oder er hatte es sich zusammengereimt.

Automatisch schob sie die Hand in die Jackentasche und spürte das kalte Metall der Walther PK380, ohne die sie seit fast vier Jahren nicht mehr vor die Tür ihrer Wohnung in Miami gegangen war. Die Polizei war keine Hilfe gewesen, also hatte sie kurzerhand selbst für ihre Sicherheit gesorgt.

Sie war ein vernünftiger Mensch. Sie war vorbereitet. Aber sie hatte auch Angst. *Und ich bin es so leid, immer Angst zu haben.* Plötzlich fiel ihr auf, dass sie den Blick gesenkt hatte, und sie hob trotzig das Kinn. Ja, sie war weggelaufen. Und sie war ausgerechnet zu dem Ort geflohen, den sie beinahe genauso fürchtete wie den, den sie hinter sich gelassen hatte. Was sich auch jetzt noch genauso verrückt anhörte wie vor zwei Tagen, als sie aus Miami geflüchtet war. Aber es war ihre einzige Chance gewesen. *Von jetzt an wird keiner mehr meinetwegen sterben.*

Sie hatte so viel von ihrer Habe in den Jeep gepackt, wie hineinpasste, und alles andere zurückgelassen – auch ihre Stelle als Psychotherapeutin und den Namen, unter dem sie ihre Karriere aufgebaut hatte. Ein notariell beglaubigter Namenswechsel, der

laut Gericht unter eine Vertraulichkeitsklausel fiel, hatte dafür gesorgt, dass Faith Frye nicht mehr existierte.

Faith Corcoran war ein unbeschriebenes Blatt. Sie konnte ganz von vorne beginnen. Niemand in Miami – Freund oder Feind – wusste von diesem Haus. Niemand wusste, dass ihre Großmutter gestorben war, also konnte es auch niemand Peter Combs verraten. Er würde niemals auf den Gedanken kommen, sie hier zu suchen.

Sie hatte sogar einen neuen Job, eine anständige Stelle in der Personalabteilung einer Bank in der Innenstadt von Cincinnati. Ihre Kollegen würden Anzüge tragen und über Kalkulationen brüten. Sie würde ein festes Einkommen und zum ersten Mal in ihrem Leben Sozialleistungen beziehen. Der größte Vorteil in ihren Augen aber war die Sicherheit, die eine Bank bot, falls ihre Maßnahmen, Faith Frye abzuschütteln, nicht effektiv genug gewesen waren.

Unwillkürlich wanderten ihre Fingerspitzen zu ihrem Hals. Obwohl die Wunde längst verheilt war, erinnerte sie die zurückgebliebene Narbe immer daran, wozu der Mann, der sie jagte, imstande war. Doch immerhin lebte sie noch. Gordon dagegen nicht.

Schuldgefühle und Trauer stiegen in ihr auf und schnürten ihr die Kehle zu. *Oh, Gordon, es tut mir so leid.* Ihr ehemaliger Chef hatte das Pech gehabt, direkt neben ihr zu stehen, als man das Feuer auf sie eröffnete. Nun war Gordons Frau Witwe, und seine Kinder mussten ohne Vater aufwachsen.

Sie hatte Gordon nicht zurückholen können. Aber sie konnte alles in ihrer Macht Stehende tun, dass so etwas nie wieder geschah. Wenn Combs sie nicht fand, konnte er weder ihr noch jemandem, der zufällig in ihrer Nähe war, etwas antun. Der Tod ihrer Großmutter hatte ihr eine Zuflucht verschafft, die sie nie mehr gebraucht hatte als jetzt.

Das Haus war ein echtes Geschenk. Dass es außerdem ihr ältester Alptraum war, hielt sie nicht davon ab, das Geschenk anzu-

nehmen. Also zwang sie ihre Füße, sich in Bewegung zu setzen, ging bis zur Tür, zog den Schlüssel aus ihrer Tasche und steckte ihn ins Schloss.

Doch die Tür öffnete sich nicht. Nach dem dritten Versuch dämmerte ihr langsam, dass der Schlüssel nicht passte. Der Anwalt ihrer Großmutter hatte ihr den falschen gegeben.

Sie konnte nicht ins Haus, selbst wenn sie es gewollt hätte. Zumindest heute nicht mehr. Die Erleichterung, die sie deswegen empfand, beschämte sie. *Du Feigling.*

Herrgott, es handelt sich ja nur um eine Verzögerung. Und das auch nur um einen Tag. Morgen würde sie sich den richtigen Schlüssel holen, aber im Moment verlieh ihr die Tatsache, dass sie nicht hineinkonnte, frischen Mut.

Sie spähte durch das schmutzige Glas der Eingangstür und sah eine Halle voller mit Tüchern verhängter Möbel. Ihre Großmutter hatte nur ihre Lieblingsstücke mitgenommen, als sie dreiundzwanzig Jahre zuvor in ein Haus in der Stadt gezogen war. Den Rest hatte sie Faith vererbt.

Der Gedanke daran, das Mobiliar zu enthüllen, entzündete in Faith zum ersten Mal seit einer sehr, sehr langen Zeit einen Funken der Erregung. Viele der Stücke hatten Museumsqualität, wie ihre Mutter ihr gerne und oft gesagt hatte. *Das wird eines Tages alles mir gehören, Faith, und wenn ich sterbe, dann gehört es dir, also pass gut auf. Das hier ist dein Erbe, und es wird höchste Zeit, dass du es zu schätzen lernst.*

Die Erinnerung dämpfte ihre Aufregung empfindlich. Sie konnte die Furcht, die sie damals bei den Worten ihrer Mutter gepackt hatte, spüren, als wäre es erst gestern gewesen. *Aber ich will mein Erbe doch gar nicht,* hatte sie geantwortet. *Nicht wenn du deswegen sterben musst.*

Ein liebevolles Zupfen an ihrem Pferdschwanz. *Dummerchen. Ich habe nicht vor, in nächster Zeit abzutreten. Du wirst so alt sein wie Gran, wenn das Haus endlich dir gehört.*

In den Augen der Neunjährigen, die sie damals war, hatte Gran

längst ein biblisches Alter erreicht. *Dann hab ich ja noch ewig Zeit, mir die Sachen anzugucken, oder?* Mit einem Augenrollen überspielte sie ihre Erleichterung. Sie interessierte sich ohnehin viel mehr für den Golden Retriever, der dem Sohn der Köchin gehörte, als für die silberne Teekanne in der Hand ihrer Mutter. *Kann ich nach draußen spielen gehen? Bitte, Mama, bitte!*

Ihre Mutter stieß einen entnervten Seufzer aus. *Na gut. Aber mach dich nicht schmutzig. Dein Vater kommt bald zurück, und dann fahren wir nach Hause. Aber, junge Dame, wenn wir das nächste Mal hier sind ...* Ihre Mutter drohte ihr lächelnd mit dem Zeigefinger. *Dann geht's um Teekannen, ist das klar?*

Aber als Faith das nächste Mal das Haus betreten hatte, war es nicht um Teekannen gegangen – es war um nichts mehr gegangen, was Spaß machen konnte. Ihre Mutter war nicht mehr da, und ihr Leben hatte sich unwiderruflich verändert.

Energisch schob Faith die Erinnerung aus ihrem Kopf. Sie hatte in der Gegenwart schon genug Probleme. Alte Wunden wieder aufzureißen, tat ihr gar nicht gut.

Nur leider war dies eine Wunde, die aufgerissen werden musste, wenn sie jemals wirklich verheilen sollte. Seit jenem schrecklichen Tag war sie nicht mehr im Haus gewesen. Sie hatte ihrer Mutter nie gesagt, wie wütend sie war. Sie hatte es niemandem gesagt. Stattdessen hatte sie ihren Zorn, die Kränkung, die Angst überspielt und nach vorne geblickt. Das hatte sie sich zumindest eingeredet. Aber nun, dreiundzwanzig Jahre später, stand sie hier und litt noch immer. War noch immer wütend. Und hatte genauso viel Angst wie zuvor.

Los, Faith. Tu etwas, und zwar jetzt. Resolut wanderte sie um das Haus herum, bevor sie ihre Meinung ändern konnte. Dass sie den Atem angehalten hatte, bemerkte sie erst, als sie ihn lautstark ausstieß.

Da war er, der Friedhof, in einer Ecke des Gartens. *In respektablem Abstand zum Haus*, wie Gran immer gesagt hatte. Jemand hatte ihn die ganzen Jahre über gepflegt, Unkraut gezupft und

sorgfältig das Gras am Zaun gestutzt, der ebenfalls aus Schmiedeeisen war. Die historische Gesellschaft, fiel Faith wieder ein. Grans Anwalt hatte ihr erzählt, dass der örtliche Geschichtsverein für die Instandhaltung aufkam, da der O'Bannion-Friedhof denkmalgeschützt war.

Hier lag ihre ganze Familie begraben, bis zurück zu Zeke O'Bannion, der 1862 in der Schlacht von Shiloh gefallen war. Faith wusste über jeden Bescheid, der einst hier beerdigt wurde, denn im Gegensatz zu silbernen Teekannen fand sie diese Geschichten spannend. Es waren echte Menschen gewesen, die hier ihr Leben gelebt hatten, und Faith war ihrer Mutter wie ein treuer Hund zur Grabpflege gefolgt, hatte ihr beim Unkrautzupfen geholfen und fasziniert zugehört, wie sie von ihren Vorfahren erzählte.

Faith drückte gegen das Tor und runzelte die Stirn, als es sich nicht bewegte. Ein Blick nach unten enthüllte das Problem: ein Vorhängeschloss. Grans Anwalt hatte ihr keinen weiteren Schlüssel gegeben, also ging sie am Zaun entlang, bis sie an dem jüngsten Grabstein angelangt war, ein Doppelstein aus schwarzem Marmor.

Die Inschrift auf der linken Seite war in den vergangenen dreißig Jahren verwittert. *Tobias William O'Bannion*. Faith hatte ihren Großvater als strengen, harten Mann gekannt, der jeden Tag in seinem Leben zur Messe ging. Vermutlich um seine Wutausbrüche zu beichten, dachte sie mit einem Hauch Ironie. Er war ziemlich jähzornig gewesen.

Die Inschrift auf der anderen Seite des schwarzen Steins war neu und scharf umrissen. *Barbara Agnes Corcoran O'Bannion. Geliebte Ehefrau, Mutter und Großmutter. Wohltäterin.*

Das meiste entsprach der Wahrheit. Gran hatte eine ganze Reihe wohltätiger Organisationen unterstützt. Und Tobias hatte sie auf seine Art geliebt. *Auch ich habe sie geliebt*, dachte Faith. So sehr sogar, dass sie ihren Mädchennamen angenommen hatte. Ihre Kinder hatten sie ebenfalls geliebt – größtenteils jedenfalls.

Jordan, der jüngere Bruder von Faith' Mutter, hatte sich klaglos um Gran gekümmert, bis sie aus diesem Leben geschieden war. Faith' Mutter war Gran absolut ergeben gewesen, obwohl Faith nicht hätte sagen können, wie viel von dieser Hingabe Liebe war. Was Jeremy betraf, das einzige andere noch lebende Kind Grans, so ließ sich schwerlich etwas Gesichertes feststellen. Er hatte sich ... der Familie entfremdet.

Faith' Großmutter war ihren Wünschen entsprechend in aller Stille und nur in Anwesenheit des Priesters und Faith' Onkel Jordan neben ihrem Mann beigelegt worden. Wahrscheinlich, dachte Faith, weil Tobias' Beisetzung zu einem bitteren Familienstreit ausgeartet war, der die O'Bannions vollkommen entzweit hatte.

Und ihre eigene kleine Familie auch, dachte sie, als sie an den nächsten fünf Gräbern vorbeiging, in denen die Nachkommen von Tobias und Barbara lagen, die noch während ihrer Kindheit gestorben waren. Beim sechsten Grabstein blieb sie stehen. Er war von gleicher Machart wie der ihrer Großeltern, die Schrift ebenso verwittert wie die bei Tobias. Was nicht verwunderte, da die Steine zur gleichen Zeit gekauft und bearbeitet worden waren.

Die eine Seite, die ihres Vaters, war zum Glück frei. Die andere kündete von einer schrecklichen Lüge.

Margaret O'Bannion Sullivan
Geliebte Ehefrau und Mutter

»Hallo, Mutter«, murmelte Faith. »Ist schon ein Weilchen her.« Wie als Antwort zerriss ein schriller Schrei die Stille. Erschrocken fuhr Faith herum und drehte sich einmal um die eigene Achse auf der Suche nach der Herkunft des Schreis, aber sie konnte niemanden entdecken. Niemand war ihr gefolgt, dafür hatte sie gesorgt. Einen gefährlichen Stalker im Nacken zu

haben, war ein starker Antrieb, die eigenen Spuren zu verwischen.

Hier war nichts. Nur Faith, das Haus und die fünfzig Morgen brachliegendes Farmland, die vom Grundbesitz der O'Bannions übrig geblieben waren. Sie klopfte leicht auf ihre Jackentasche, um sich von der Waffe beruhigen zu lassen. »Das war wahrscheinlich ein Hund«, sagte sie sich. »Nichts weiter.«

Oder aber ihr Verstand hatte ihr einen Streich gespielt und ließ einen Schrei aus ihrem Alptraum in ihrem Kopf nachhallen. *Zwölf Stufen und ein Keller*. Manchmal erwachte sie aus dem Alptraum, weil sie tatsächlich lauthals schrie, was ihrem Ex-Mann jedes Mal einen höllischen Schrecken eingejagt hatte. Dieses Wissen verschaffte Faith eine gewisse Befriedigung – was zugegebenermaßen extrem unreif war –, denn Officer Charlie Frye verdiente für das, was er getan hatte, weit mehr als nur einen nächtlichen Schrecken.

Ihre Mutter hatte ihrem Vater sehr viel Schlimmeres angetan. »Dad hatte das nicht verdient. Und ich auch nicht. Wie konntest du nur?« Sie zögerte, dann spuckte sie die Worte förmlich aus: »Seit dreiundzwanzig Jahren hasse ich dich. Ich habe für dich gelogen. Ich habe Dad belogen, damit er nie erfahren musste, was du getan hast. Wenn du also damit bezweckt hast, ihm weh zu tun, dann bist du auf ganzer Linie gescheitert. Wenn du mir weh tun wolltest, dann herzlichen Glückwunsch. Damit hast du einen Volltreffer gelandet.«

Mit einem Mal kam ihr in den Sinn, dass sie sich am besten rächen konnte, indem sie genauso lebte, wie ihre Mutter es immer erwartet hatte: als Herrin des Anwesens. Der Gedanke brachte sie beinahe zum Lächeln, doch als ihr wieder einfiel, wie am Boden zerstört ihr Vater gewesen war, kehrte die Wut mit Macht zurück.

Der Gedanke an Dad rief ihr außerdem in Erinnerung, dass sie ihm ein Versprechen gegeben hatte. Widerstrebend schoss sie mit ihrem Handy ein Foto des Grabsteins und schickte es ihm.

Er war alle paar Jahre zum Grab seiner Frau gepilgert, doch nach einem Schlaganfall war er ans Haus gebunden. Faith hatte ihm versprochen, ein Beweisfoto zu machen, dass mit dem Grab alles in Ordnung war.

Bin gut angekommen, schrieb sie. *Alles ok. Mamas Grab ist –* Sie hielt inne, während sie nach den richtigen Worten suchte und all die verwarf, die ihm nur weh tun würden. Schließlich glaubte Dad immer noch, dass die Inschrift stimmte. »Gut gepflegt« war ehrlich, fand sie, also tippte sie die Nachricht ein. *Ruf dich aus dem Hotel an.*

Jetzt anzurufen, wagte sie nicht. Hier, direkt vor dem Grabstein ihrer Mutter, würde es ihr nicht gelingen, die Bitterkeit so weit zu unterdrücken, dass man sie ihr nicht anhörte. Sie schluckte, tippte auf Senden und machte sich mit einem Seufzen auf den Rückweg zu ihrem Jeep. Wenn sie nicht ins Haus gelangte, konnte sie hier heute nichts mehr tun. Sie würde bei dem Walmart in der Nähe ihres Hotels halten, einige Putzutensilien besorgen und früh ins Bett gehen. Morgen gab es viel zu tun.

*Mt. Carmel, Ohio,
Sonntag, 2. November, 18.05 Uhr*

Seine Hand verharrte mitten in der Luft, als das Licht an der Decke zu blinken begann. *Was ist los?*

Der Alarm. Jemand war draußen.

»Verdammt«, presste er hervor. Von der Hausverwaltung konnte es niemand sein. Der Rasen war erst vor wenigen Tagen gemäht worden. *Also ein Unbefugter.* Zorn stieg in ihm auf. Jemand wagte es, hier einzudringen? Und ihn ausgerechnet *jetzt* zu stören?

Er blickte hinab auf die junge Frau, die vor ihm auf dem Tisch lag. Ihr Mund stand offen, ihr Atem ging flach und stoßweise, ihre Miene spiegelte Verzweiflung. Es hatte ihn zwei ganze Tage

gekostet, sie an diesen Punkt zu bringen. Nachdem sie sich mit Zähnen und Klauen gegen ihn gewehrt hatte, hatte sie endlich angefangen zu schreien.

Sie hatte eine überaus bemerkenswerte Schmerzgrenze. Er würde lange, lange Zeit mit ihr spielen können. Aber nicht jetzt. Jemand war ihm zu nahe gekommen, hatte unbefugt das Grundstück betreten. Und darum musste er sich kümmern.

Falls er Glück hatte, hatte sich der Eindringling nur verirrt. Er würde feststellen, dass das Haus leer stand, und wieder verschwinden. Falls nicht ...

Er lächelte. Vielleicht hätte er dann einen neuen Spielgefährten. Er legte das Messer in einigem Abstand beiseite, da er kein Risiko eingehen wollte. Die Frau auf seinem Tisch hatte sich als stark und gerissen erwiesen. Ein wenig zu stark und gerissen für seinen Geschmack, aber das würde er ihr schon austreiben. Der Augenblick, in dem der Wille seiner Gefangenen brach, in dem sie begriffen, dass ihnen niemand zu Hilfe kommen würde und er ihr Meister war, solange es ihm beliebte ... Er lächelte. *Das* war wahre Befriedigung.

Er schloss die Tür seiner Folterkammer und ging in sein Büro, wo er seinen Laptop hochfuhr und die Überwachungskameras aufrief. Vermutlich irgendein Vertreter oder vielleicht ein Wanderer, der –

Schockiert starrte er auf den Monitor. Er war so fassungslos, dass er sich einen Moment lang nicht regen konnte.

Das kann nicht sein. Das kann einfach nicht sein. Aber es war so. Sie war es. Sie war hier. Am Zaun zum Friedhof. Mit versteinerter Miene blickte sie auf die Grabsteine.

Wie kann das sein? Er hatte die Nachrichten genauestens verfolgt. Hatte die Fotos des zerdrückten blauen Toyota Prius' gesehen. *Den* Unfall konnte sie unmöglich überlebt haben. *Ich hab sie doch umgebracht!*

»Scheiße«, flüsterte er. Offensichtlich nicht. Das Weib hatte mehr Leben als ein verdammtes Katzenvieh!